Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 14

Artikel: In den brasilianischen Bergen : wie aus einem Walde ein Gut wurde

Autor: Stutzer, Gustav

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669349

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und im ermunterten Trott trabten die Rosse davon. Lange noch stand ich und lauschte dem fernhin ratternden Fuhrwerk, Bis es endlich verklang jenseits des dämpfenden Walds. Und ich gedachte des Schmieds und des helfenden Werks seiner hände Und auch des störrischen Gauls, der ihn beinahe erschlug. Und ich bedachte die Menschheit und fand, sie gliche der Tierheit: Ach, auf dem steinichten Pfad, wo sie fronend sich schleppt, Tritt sie gar häusig sich wund und verliert das bewehrende Eisen — Und bedürfte des Schmieds, der es ihr hilfreich erneut. Und es finden sich Brave und finden sich tüchtige Meister, Und bisweilen gelingt's, daß sie ein Stückchen des Wegs Weiterhelfen der keuchenden, lahmenden, blutenden Menschheit, Nur aus liebender Pflicht, achtlos der eignen Gefahr. Aber es haben für sie die Menschen, ganz wie die Tiere, Raum ein Vergeltsgott, doch stets Tritte des Undanks bereit. Anton Wildgans.

In den brafilianischen Bergen.

Wie aus einem Walde ein Gut wurde. Von Gustav Stuper.

Die Bahn führte mich an Sümpfen entlang in einem großen Bogen von Santos zum Fuße der Serra do Mar. Rechts schlug an mehreren Stellen die steigende Meeresflut zwischen stelz= füßigem Mangrovegebüsch bis an den Bahnkör= per. Links hinter Kulissen von blühendem strau= chigen Unkraut voller Bromelien, Philodendron und süßduftendem, wildem Ingwer dehnten sich, soweit das Auge reichte, Bananenpflanzungen, an Abhängen durchsetzt von Zuckerrohr. Alles erschien mir wie wildwachsend, und der Rauch, der hier und da aus den schornsteinlosen Dächern erbärmlicher Sütten aufstieg, verstärkte nur noch den Eindruck einer gänzlich verwahrlosten Rul= tur auf einem über die Maßen fruchtbaren Ge= filde der Tropen.

Es war kurz vor Weihnachten, ein Hochsommertag. Feuchte, heiße Luft dunstete über der Landschaft, so daß man das Gebirge nur in nebligen Umrissen erblickte.

"Raiz da Serra!" wurde auf der Station gerufen, als wir hielten (wörtlich: Wurzel, das

heißt Fuß des Gebirges).

Die Wagen, je drei und drei verkoppelt, wurs den nun mit Drahtseilbetriebe auf den fast taus send Meter hohen First hinaufgezogen. Wilder Urwald, an keiner Stelle unterbrochen, bedeckt die schroffen Wände des breiten Talkessels, an welchen wir uns zwischen Felsen und über hohe, Der Aufenthalt in der reinen, fühlen Höhenluft bekam allen so gut, daß Richers sich entschloß, ein an der Bahnstation gelegenes sogenanntes Sitio zu kaufen, das heißt ein Land-, in diesem Falle ein Waldgut von 250 bis 300

Die mir gestellte Aufgabe bestand darin, den Besitz zu verwalten und möglichst nutbar zu machen.

Morgen Umfang.

Zuerst galt es, eine auf demselben Grundstück, unmittelbar an der Bahnstation gelegene Ziegelei wieder in Gang zu bringen, dann einen Fahrweg mit einer größeren Brücke zu bauen.

fühne Brücken hinaufwanden, unter denen weißschäumende Bäche in Kaskaden zu Tal stürzten. Unten lag ein weißer Brodem wie eine weiße Zunge, vibrierend, hingestreckt von der heißen Zone, die wir durchfahren hatten. Das Ganze eine wilde Waldwüste.

"Alto da Serra! Zehn Minuten Aufenthalt!"
— Als alle Abschnitte des Schnellzuges wieder zusammen waren, fuhren wir auf der Hochebene weiter und hielten nach zwanzig Minuten in Ribeirao Pires, 45 Kilometer Bahnlinie von Santos entfernt.

An diesem Orte hatte unser Schwiegersohn Rischers eine Wohnung gemietet, um mit seiner Fasmilie dem Gelben Fieber auszuweichen, welches damals in Santos herrschte.

¹ Mangrove ober Leuchterbaum, ein Baum mit hartem Holze und efbaren Früchten.

Ribeirao Pires — oder, wie wir es kurz nennen wollen, Pires — ist un= sere zweite Heimat ge-worden. An keinem an- dern Orte auf der Erde haben wir so lange ge-wohnt; fast 18 Jahre! —

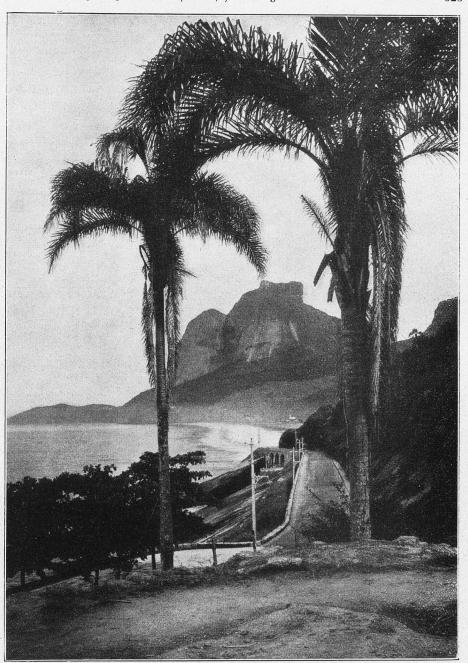
Ein kleines Dorf zwi= schen Hügeln. Ein an= sehnlicher Bach. Eine furze Straße mit bunt= bemalten Säusern, dar= unter sogar ein zweistök= figes. Eine Sägemühle am Bach. Ein schuppen= artiges Stationsgebäude. Kein Baum, viel hoch= aufgeschossenes Unkraut. So sah es damals auf der einen Seite aus. Auf der andern, von Santos herauf rechts, unser Si= tio. Lauter Hügel, im Hintergrunde ein Berg, der das Tal um hundert Meter überragt, alles mit Urwald und nachge= wachsenem Walde dicht bestanden. — Die Ge= gend, am Rande der viele hundert Meisen weiten Hochebene der Staaten San Paulo und Gohas, 900 bis 1000 Meter über dem nahen Ozean, hat eine gewisse Ühnlichkeit mit dem Thüringer Walde. Runde Hügel und Berge, zuweilen mit

einem Spikkopf. Freundliche Seitentäler, von eingewanderten Italienern bewohnt.

Wenige Minuten von der Station entfernt, aber von der Bahn nicht sichtbar, stand auf dem Sitio das einfache, nette Wohnhaus des Vorbessitzers. Es hatte sogar Glasfenster (statt Luken) und Fußböden.

Da lebten wir ein halbes Jahr, dankbar, wieder ein Heim zu haben, pflanzten Palmen und Rosen, Bambus und Bananen.

In der Zeit baute ich etwas weiter zurück mit italienischen Maurern und zwei deutschen Zim=



Rio. Im Hintergrund die Gabea.

merleuten ein stattliches Familienhaus für Rischers und uns nach unserem Geschmack, ein Nebengebäude dazu und legte davor einen Blusmengarten an, der unter der Pflege meiner Frau und Tochter prächtig gedieh. Das Haus war ganz deutsch eingerichtet, und die Dienstmädchen waren Deutsche aus den Kolonien im Süden.

Zugleich mit dem Hausbau begann die Arbeit am Walde, Schritt vor Schritt vom Hause anfangend, damit es möglichst frei zu stehen kam. Denn man kann den Zutritt von Luft und Sonne nirgends weniger entbehren als in den Tropen. Es war ein Fehler, unser Haus mit einer breiten Veranda ganz zu umgeben.

Das Urbarmachen von Waldland ist eine unsglaublich mühsame Arbeit. Das leichte, unsbrauchbare Holz ist zwar unschwer zusammensgeschlagen mit allem Gestrüpp, mit allen Lianen, Palmiten, Baumfarnen, Parasiten. Das Fällen der großen Bäume ist jedoch gefährlich, weil die weithin ausliegenden Üste der oft riesenshohen Gewächse im Falle alles zerschmettern. Auch fallen die Stämme nicht immer in der Richtung, wohin man sie haben will, weil sie in den Kronen durch armdicke Lianen mit ansdern Baumfronen versettet sind.

Das Fällen der Bäume, welche zu Bau= oder Möbelholz dienen, geschieht bei abnehmendem Monde² oder im sogenannten Winter. Bei Versträgen für Lieferungen von Bauholz oder Eisensbahnschwellen wurde es zur Bedingung gemacht, daß die Bäume nicht bei zunehmendem Monde geschlagen werden dürften. Dabei wird auch der Ausdruck gebraucht, daß beim abnehmenden Monde das geschlagene Holz nicht von den Bohrwürmern zu leiden hat.

Es ist zugleich sehr mühsam, weil das Holz mancher Sorten so hart ist, daß die schärfste Schrotsäge nicht eindringt und die beste Solinger Art beim Hauen zurückspringt.

Liegt nun ein Stück Wald glücklich am Boden und sind alle Uste abgeschlagen, so läßt man den undurchdringlichen Haufen antrocknen. Je nach dem Wetter genügen einige oder mehrere Wochen dazu. Wenn die Sonne im Zenit steht und ein günstiger Wind weht, wird Feuer angelegt. Je heftiger die Glut, desto besser. Ich habe es an Bergen erlebt, daß die Lohe turm= hoch aufschlug. Der stehengebliebene Wald in der Umgebung ist so feucht, daß das Feuer kaum eindringt. Nur durch die Gewalt des Feuers kann der schlimmste Teil der Aufgabe vereinfacht werden, der darin besteht, das unendliche Gewirr der Wurzeln und Quecken wenigstens auf der Oberfläche zu zerstören, mitsamt dem Un= frautsamen. Freilich ersett die Asche nicht die mitverbrannte Fruchterde. Die nutbaren Holz= arten verbrennen nicht, wie sie auch mit weni=

gen Ausnahmen im Wasser nicht schwimmen, sondern darin untergehen wie Blei.

Ich erinnere mich deutlich eines der ersten Holzgeschäfte, das ich abschloß. Ein Holzhändler kam zu mir mit der Frage: "Haben Sie Bäume von den und den Sorten, die ganz gerade Balfen von 18 Meter Länge bei 50 Zentimeter Durchschnitt, scharffantig behauen, hergeben?"

"Wie viele gebrauchen Sie?"

"Drei Stück zum Oberbau einer Brücke."

"Die können Sie bekommen," antwortete ich, "aber nur, wie sie stehen oder liegen. Auf das Hauen und Beschlagen lasse ich mich nicht ein, auch auf den Transport zur Bahn nicht."

Die paffenden Bäume fanden wir nach eini=

gem Suchen.

"Was bieten Sie?"

"50 Milreis für das Stück." (Nach damali= gem Kurse = Fr. 100.—.)

"Nein! Zahlen Sie das Doppelte und überlaffen Sie mir Krone und Abfall für Brennholz."

Er zahlte, und ich ließ aus den Aften noch acht Eisenbahnwagen Brennholz für eine Brauerei in San Paulo herstellen.

Dies war eine seltene Ausnahme.

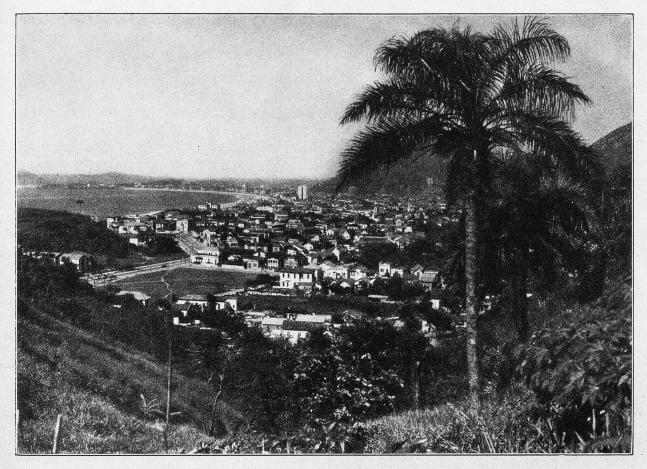
Dies alles zusammen gibt dem Leser eine Vorstellung von Urwaldsarbeit.

Eine schwere Zugabe bleibt dann noch das Roden der Burzeln, das Ausheben der Stubben und das Herausschaffen alles Burzelwerks. Das Roden gab ich immer in Aktord ab. Die Italiener lieben diese Art, Geld zu verdienen, mehr als Tagelohn. Für einen einzigen Stubben, mit allen Burzeln zu roden und fürs Brennen aufzuhäufen, bot ich einmal Fr. 25.—. Zwei kräftige Leute nahmen den Aktord an und haben einen schlechten Verdienst dabei gehabt.

Selbstverständlich ist es ausgeschlossen, auf solche Weise ein großes Ackerseld herzurichten. Da läßt man die Stubben einfach stehen und entsernt nur die Wurzeln auf einen halben Meter Tiefe. Nach und nach findet sich immer eine mal Zeit, die Klötze auszuroden, und so hatte ich nach 17 Jahren ziemliche Flächen ganz rein.

Wir wollten aber vor allen Dingen einen Gemüsegarten haben, nicht nur zum eignen Gebrauch (da irgend welches Gemüse in Pires und Umgegend nicht zu bekommen war), sondern auch und hauptsächlich zum Verkauf in Santos. Und zu dem Zwecke wurde zunächst etwa ein Morgen Land völlig gereinigt. — Dabei machte ich wieder eine mir neue Erfahrung.

² Der Vers im 121. Pfalm: "Daß dich des Tages die Sonne nicht steche noch der Mond des Nachts"
— ist wörtlich zu verstehen. Man bleibt um die Zeit des Vollmondes in den Tropen abends nicht ohne Ropsbededung draußen, um sich gegen den mit bösen Folgen (Kopsweh und dgl.) verbundenen "Wondsstich" zu schüßen.



Bota Fogo (Stadtteil von Rio de Janeiro).

Der Boden, von der Schöpfung her unter dem finstern, feuchten Schatten des Waldes gelegen, war trot der Kraft der tropischen Sonne so kalt und bei seiner lehmigen Beschaffenheit so frei von Nährsalzen, Bakterien und Regenwürmern (den unersetzlichen Fabrikanten des Humus, also den eigentlichen "Kulturträgern"), daß die zar= ten Gemüsepflanzen verkümmerten. Da half denn alles nichts, das Land mußte grob umge= brochen, so der Sonne, dem Regen und der Luft ausgesetzt, mit der nach den Verbrennungen auf= gehäuften Asche vermischt werden. Dann stellte ich mächtige Komposthaufen her, und später gab es Stallbünger in Menge. Geduld und Ausdauer bei allen Arbeiten — nun daran fehlte es mir in dem stillen Waldwinkel nicht.

Im Leben der Familie, zwischen den geliebten Enkeln, ohne einen Ton von der Welt zu vernehmen, ohne die nahe Großstadt San Paulo, ausgenommen in Geschäften, zu besuchen, konnte ich stundenweis am Tage Schuld und Leid der Vergangenheit vergessen in der vollen Hingabe an den Veruf eines Gärtners und Holzhändlers.

Die Gemüsezucht nahm so zu, daß ich Gehil-

fen annehmen und fast täglich in Säcken und Körben die prachtvollen Erzeugnisse nach San= tos schicken mußte. Nie habe ich vorher und nachher solche Kohlköpfe, solchen Salat und Sel= lerie, solche Artischocken, Tomaten, Bohnen, Ka= rotten und Rüben gesehen. Mein Blumenkohl war unübertrefflich. Meine Ananas galten als die wohlschmeckendsten. Und das ging so das ganze Jahr hindurch. Von März bis Dezember ernten, von Dezember bis März Sämlinge ziehen. Eine herrliche Beschäftigung! Wirklich! — Es ist wohl verzeihlich, wenn ein klein geworde= ner Mann sich eines Erfolges rühmt, auch wenn es sich nur um Gemüse oder gar um Kartoffeln handelt, die mir immer innerhalb von zwölf Monaten zweimal, in einem Jahr sogar drei= mal reiften. — Die kleinen und ganz kleinen Erfolge sind oft in der Erinnerung die ungetrüb= testen. —

Aber auch von einem großen Erfolge darf ich berichten, dem einzigen, der dieses Namens wirklich wert ist. — Um noch als Gärtner zu sprechen: Aus einem Senfkorn ist ein stattliches Gewächs geworden. Es hat sich quälen müssen, um sich zu entwickeln, seine Kinde ist dabei rauh geworden, aber es ist immersort gewachsen und hat Frucht getragen. Für meine Seele ist das Beste daran, daß meine alten Augen auch heute noch auf diese Pflanze mit ungetrübtem Blick zurücksehen.

Milch zu haben, war für unsere Kindeskinder notwendig, die kondensierte bekam ihnen nicht; für uns alle war es wünschenswert. Zu kaufen gab es keine frische Milch. Also fingen wir mit zwei Kühen an. Von Bächen durchzogene Weideplätze waren das Haupterfordernis; denn das Vieh ist dortzulande gewohnt, vom 1. Januar dis zum letzten Dezember auf der Weide zu gehen. — Bald konnte ich einige überschüssige Liter mit dem frühesten Zuge nach Santosschicken. Die würzige, fette Milch vom Gebirge fand so viel Beisall, daß Bestellungen über Bestellungen kamen, obgleich der Preis sehr hoch war.

So gestaltete sich der Anfang des Milchhan= dels im Jahre 1893. Die übrige Arbeit ging ohne Unterbrechung weiter in der sehr vergrößer= ten Gärtnerei, im Brennholzhandel mit oft mehr als hundert Eisenbahnwagen im Monat, in der Urbarmachung von Wald und Land, in der Herrichtung von Weidepläten, in einer um= fangreichen Sühnerzucht. Mit fester Organisa= tion, mit Frühaufstehen und militärischer Pünkt= lichkeit ist viel fertigzubringen, wenn man tüch= tige Leute hat. Und die hatte ich. Meine Ber= suche mit Deutschen, welche sich oft anboten, schlugen alle fehl und hörten dann bald auf. Es mochten wohl nicht die besten sein, die "auf der Walze" bei mir vorsprachen. Aber meine Nord= italiener! — beffere Gehilfen hätte ich mir nicht wünschen können, und ohne sie wäre ich nicht weit gekommen. Meist Söhne von Kolonisten, welche aus der Lombardei eingewandert waren, arbeitgewohnte junge Leute, klug, aber von den hohen Wiffenschaften des Lesens und Schreibens nicht angefränkelt. Alle Löhne sind dort sehr hoch, obgleich das Leben der arbeitenden Rlasse auf dem Lande durchaus nicht teurer ist als etwa in Deutschland; ich aber zahlte noch mehr als üblich. So konnte ich mir die tüchtigsten aussuchen, die alle lange bei mir blieben, einige länger als zehn Jahre. Im Dienste war ich der strenge Herr, nach der Arbeit und Sonntags ihr guter Ramerad. Das ist keine Tugend, sondern so sollte es überall gehalten werden.

Den freilich noch nicht bedeutenden Gewinn=

überschuß steckte mein Schwiegersohn verständisgerweise in Verbesserungen, um den Wert des Ganzen zu erhöhen.

So konnte ich eine große Wafferleitung in unseren Bergen anlegen und überall hinführen, bis sie in einem von mir aus Beton erbauten Schwimmbade endete. Auch errichtete ich einen Kuhstall von origineller Art, die sich vortrefflich bewährte und vielfach nachgeahmt wurde. Der acht Meter hohe, luftige und doch geschützte Raum bestand mit Ausnahme des Daches und der Krippe nur aus Rundholz aus unserem nahen Walde. Jede Ruh hatte ihre eigene Bucht, damit sie, ohne angekettet zu werden, sich der Fliegen bequem erwehren konnte. Auch gestat= tete die Trennung der Krippen die wichtige indi= viduelle Kütterung und Pflege jedes einzelnen Tieres. Zwischen Wand und Dach in der Höhe Maschendraht, wodurch reichlich Luft und Licht eintraten und zugleich die Bamphre gehindert wurden, nachts hineinzukommen. Diese Fleder= mäuse saugen dem Rindvieh, besonders an den Ohren, Blut aus, und die Tiere lassen sich's nicht ungern gefallen. Es ist das aber deshalb gefährlich, weil sich in den Wunden Maden bil= den. Die mit Hochkantbacksteinen gepflasterten und, in Ermangelung von anderer Streu, für die Nacht mit Sägemehl bestreuten Buchten wurden jeden Morgen und jeden Nachmittag gereinigt und mit reichlich vorhandenem Wasser ausgespült, alle Holzteile des Stalles oft ge= falft. Sauberkeit, und noch dazu in jenem Klima, ift eine der ersten Bedingungen zum Wohlsein der Rühe und für den Wohlgeschmack der Milch. Sämtliche Tiere, auch die Pferde, Maulesel und Kälber, wurden jeden Mittag scharf gebürstet. — Über das Futter, das Melken und die Behandlung der Milch will ich mich später aussprechen, wenn ich einen kurzen Bericht über den Betrieb der Milchwirtschaft im großen gebe.

Viele Mühe verursachten die Weideplätze. Nachdem sie bewachsen waren, mußten sie fast ohne Unterbrechung von dem schnell aufschießen= den Unkraut gereinigt werden. Sie waren durch Stacheldrahtzäune in weite Quartiere abge= grenzt, damit nach Bedarf zwischen ihnen ge= wechselt werden konnte.

Und doch war das alles einfach gegenüber der Aufgabe, brauchbares Milchvieh zu beschaffen. Ich hatte zu dem Zwecke manche weite Reise in das Innere des Staates auszuführen und fand dabei öfter zwischen Viehherden, die nach vielen Hunderten zählten und auf Quadratmeilen großen Hochlandangern zerstreut weideten, keine einzige wirkliche Wilchkuh. Da lernt man sattelsest werden, wenn das Maultier steile, steinige Berge erklimmt, die ein Pferd nie nehmen könnte, oder wenn der harte Traber stundenlang über wegslose Grasebenen stoßend geht.

Die Kühe der brafilianischen Großgrundbesitzer werden nie gemolken, außer in schweren Krankheitsfällen. Dann gilt Milch als Heilmittel. Sonst besorgen die Kälber das Melken allein, und die Aufzucht geschieht nur zur Fleischpro-

duftion. Die Tiere werden herdenweis in wochenlangen Triften zur Hauptstadt gebracht.

Unter dem großhörnigen, mißgestalteten Vieh fand ich nicht eine Kuh, welche für Milchgewinsnung den Transport bis zum Bahnhofe von Itapetininga wert gewesen wäre! — Nach langem Suchen gelang es mir, leidlich brauchbare Milchfühe zu finden, die an sich billig waren, aber auch selten in einer dreihunderttägigen Milchzeit mehr als tausend Liter lieferten.

So vollzog sich ein langsames Vorwärtsarbeisten von Jahr zu Jahr, um aus einem Walde ein Gut zu machen.

Wenn wir genug gelitten.

Wenn wir genug gelitten, Dann winken uns Sterne mit blaffem Schein, Dann gehn wir mit lautlofen Schritten In die tiefblaue Stille ein.

Rein Tag währt je so lange, Daß nicht die Nacht ihn mild begrenzt Und unser Haupt, das bange, Mit Schlummermohn umkränzt. O Friede der dunklen Gaffen!

O fernes Geläute vom Dom!

O gutes Sichfallenlassen

In der Träume bunt-schillernden Strom!

Gefühnt ist, was wir verschuldet; Die Seele ist ohne Harm. Uns nimmt, wenn genug wir geduldet, Die Nacht in den Mutterarm. . .

Seinrich Unader.

Der letzte Bauernhof.

Von Manfred Sturmann.

Er hat sich behauptet wider die sich ausbreiztende Stadt und wider die gegen ihn anstürmende Zeit, dieser letzte Bauernhof. Dicht an ihm vorbei verläuft die schöne asphaltierte Autostraße ins Innere der Stadt. Keine hundert Meter von ihm entfernt erheben sich die neuen hellen Wohnhäuser. Auf der anderen Seite liegen sauber gepflegte Anlagen, Parks und Gärzten, in denen die Villen der Reichen stehen.

Mitten in dieser ihm neuen und, wie ihn dünkt, feindlichen Welt, sitzt der alte Bauer auf seinem Hof, den seine Väter seit Jahrhunderten inne hatten. Hart an die neue Autostraße grenzt seine Weide, und sein Vieh hat sich an den An= blick der in der Sonne dahinblitzenden Fahr= zeuge gewöhnt. Etwas weiter draußen, aber immer noch im Weichbild der Stadt liegen seine Acker, und die Halme des Korns ragen in den noch nicht umbauten Hof eines neuen Wohn= blocks hinein. Am Morgen fährt der von Ochsen gezogene Leiterwagen zur Arbeitsstätte, manchmal, um den Weg abzukürzen, über die Autostraße, und der Hoffund, ein buntgekreuzter wolliger Geselle, trottet mit hängenden Ohren hinterdrein. Abends sitzen die Mägde auf dem

Hofe. Sie sitzen, wie sonst auf dem Lande, auf einer Wagendeichsel und schaukeln sich. Das Gelächter der Knechte dröhnt in die abendliche Stille und mischt sich seltsam mit dem krachenden Geräusch der Lautsprecher drüben in den Wohnhäusern.

Wenn die Knechte im Juni das Heu mähen, sehen ihnen die herumspielenden Stadtfinder zu, und eine Schwester darf mit ihrem vergnügt zappelnden Säugling auf einem der Heuhausen Platz nehmen und sich sonnen. Es geschieht, daß ein im Rasen liegender und vor sich hindösens der Faulenzer von dem warmen Atem einer äsenden Kuh erschreckt wird, und daß der Bauer in plötzlich aufkommendem Unwillen, den Knüppel in der Faust, eine Rotte von Buben von seisnem Kleefeld treibt.

Fa, hier liegen zwei Welten dicht beieinander: die ruhige, behagliche, breite des bäuerlichen Lebens und die zuckende, nicht Kuhe gebende der sich ausbreitenden und in die Landschaft sich hineinfressenden Großstadt. Und es gibt einen fortdauernden Kleinfrieg zwischen diesen Welten.

Aber der alte Bauer hat einen harten Schädel.